



**Prof. Klaus Bartels** und **Pfarrer Niklaus Peter**  
Doppelpredigt zum 1. Advent am 1. Dez. 2013

Professor Dr. Klaus Bartels: **Wünschen - schenken - danken**

„Es ist Dezember, der Monat des Festens, und wie sonst nie kommt die Stadt ins Schwitzen. Ein Freibrief zu allgemeiner Üppigkeit ist gegeben. Alles hallt wider von ungeheuren Zurüstungen ...“ So beginnt Seneca – vor fast zwei Jahrtausenden – einen seiner Altersbriefe. Jeweils im Dezember stürzte das altrömische Saturnalienfest ganz Rom in einen tollen Festestaumel, und das noch weit in die christliche Zeit hinein, bis schliesslich das stillere Weihnachtsfest den hektischen Trubel ablöste. Früher, zitiert Seneca da noch einen Witzbold, sei der Dezember noch ein Monat gewesen, jetzt sei er ein Jahr: Jetzt sei, sozusagen, allezeit Dezember. Seit Oktober ist jetzt auch bei uns Dezember, und wie sonst nie kommt die Stadt ins Glitzern. Weihnachts-Illuminationen, Weihnachts-Dekorationen, Weihnachtskataloge, die überquellen von tausenderlei „Geschenkideen“ – wie reagieren wir, inmitten einer Zeit der Fülle und der Überfülle, auf die Extra-Überfülle, die uns in diesen Wochen entgegenschlägt?

Als frischgebackener Zürcher Töchterschullehrer hatte ich einmal die verwegene Anti-Geschenkidee, mit meiner Griechisch-Klasse als Sandwich-Mann, eine Reihe von Sandwich-Töchtern hinter mir, durch die Bahnhofstrasse zu paradieren und das schöne Wort unters Volk zu bringen, mit dem der alte Sokrates sich gegen die Fülle seiner Zeit wappnete. Ein Einziger hat es später überliefert: „Wenn Sokrates über den grossen Markt ging und auf die Menge der da ausgelegten Waren hinsah, sagte er oft im Stillen zu sich selbst: „Wie viele Dinge gibt es doch, die ich nicht brauche!“ Die Sandwich-Parade ist damals fröhliche Idee geblieben. Aber dieses Sokratische Glückswort „Wie viele Dinge gibt es doch, die ich nicht brauche!“ ist bis heute dazu ange-tan, selbst den unsympathischsten, unweihnachtlichsten Weihnachtskatalog, so dick er ist, beim Durchblättern zu einem unerschöpflichen Lustquell zu machen.

Um 11.00 beginnt da draussen der sonntägliche Weihnachtsverkauf, und jetzt, sozusagen um fünf Minuten vor 11.00, lade ich Sie zu einem kleinen Epikureischen Zitaten-Postenlauf ein, querfeldein durch das weite Feld von Haben und Brauchen, Wünschen und Schenken, Schenken und Danken.

Am zweiten Posten, nach Sokrates, erwartet uns sein Enkelschüler Diogenes. Da ist diesem alternativen Rucksackphilosophen und Konsumverächter anstelle einer Geschenkidee eine Wegwerfidee zugeflogen: „Als Diogenes einen Knaben erblickte, der aus seinen blossen Händen trank, kramte er seinen Becher aus dem Ranzen hervor, warf ihn weit weg und rief: „Tatsächlich – da hat mich jetzt doch ein Knabe übertroffen in der Kunst, mit dem Wenigsten auszukommen!“ Das ist ein Posten, an dem wir bloss kurz innehalten, bloss uns kurz besinnen wollen. Diese Wegwerfgeschichte ist – heute wie damals – nichts zum Nach-Machen, aber doch etwas zum Nach-Denken. In der demonstrativen, provokativen Randständigkeit ist allemal nur für ganz wenige Platz, ganz zu schweigen von den gigantischen Entsorgungsproblemen, die eine solche alternative Wegwerfgesellschaft unausweichlich aufwürfe.

An dem nächsten, dritten Posten begrüsst uns der lebensfrohe, genussfrohe Epikur mit einer eher praktikablen Glücks-Empfehlung. Da deutet Epikur auf die unendliche Wunschspirale, die von einer Wunscherfindung und -erfüllung zur nächsten aufsteigt, und da macht er sich zum Fürsprecher des „Vor-handenen“, das wir in Hän-

den haben, gegenüber jeder neuen Wunschidee, die uns ins Auge springt. „Man soll nicht“, heisst es da, „die bereits vorhandenen Dinge beleidigen durch das Verlangen nach den noch nicht vorhandenen, sondern sich daran erinnern, dass auch diese jetzt vorhandenen einmal zum sehnlichsten Gewünschten gehört haben.“ Wenn wir uns das ganz nah herunterholen: Man soll das gute alte Handtäschchen vom letzten Winter nicht beleidigen durch das Liebäugeln mit dem da drüben im Schaufenster, sondern sich daran erinnern, wie man auch mit dem alten einmal sehnlichsten geliebäugelt hat. Aber dass wir Epikur recht verstehen: Der Philosoph der Lebensfreude will uns mit diesem Wort nicht den Ausblick auf ein neues Glück verwehren, er will uns nur freundlich daran erinnern, dass das Glück ja schon längst am Arm hängt. Bei mir ist das kein Täschchen, bei mir ist das meine Frau.

Ganz nah dabei, noch vor dem gleichen Schaufenster, auf dem solch ein kleiner freundlicher Epikur-Aufkleber ja gar nicht schlecht am Platze wäre, steht unser vierter Posten. Ein halbes Jahrtausend später hat Kaiser Marc Aurel den Epikureischen Appell zur Rückschau auf der Wunschspirale noch einmal zugespitzt: „Nicht so viel an die noch nicht vorhandenen Dinge denken, wie wenn sie schon vorhanden wären, sondern von den bereits vorhandenen die meistgebrauchten sich vor Augen stellen und in Hinblick auf sie sich vergegenwärtigen, wie sehnlich sie jetzt gewünscht würden, wenn sie nicht bereits vorhanden wären.“ Hat Wilhelm Busch Epikur, hat der weise Spötter aus dem hohen Norden Marc Aurel gekannt? Fast scheint es so, wenn er sich und uns so anspricht: „Wonach du sehnlich ausgeschaut, / es wurde dir beschieden. / Du triumphierst und jubelst laut: / Jetzt hab ich endlich Frieden! / Ach, Freundchen, rede nicht so wild. / Bezähme deine Zunge. / Ein jeder Wunsch, wenn er erfüllt, / kriegt augenblicklich Junge.“

Unser nächster, fünfter Posten hat gar nicht weit von hier auch einen realen Standort, schräg gegenüber dem Kunsthaus, bei der Turnhalle am Heimplatz. Da ist der schönste Wunschzettel der Stadt in goldgefassten Lettern in Stein geschnitten: „Sit mens sana in corpore sano“, „Es sei ein gesunder Geist in einem gesunden Leib“. Ursprünglich, bei Juvenal, ist es da nicht ums Turnen, sondern ums Beten gegangen. Wir törichtchen Menschen, sagt der römische Dichter, könnten doch nie wissen, welche verlockende Glücksvision am Ende zu unserem Unglück ausschlage; wir sollten unsere Wunschgebete darum doch nicht auf dieses oder jenes Besondere, Einzelne ausrichten. Einzig um das Eine könnten und sollten wir Menschen risikolos bitten und beten, „dass da sei ein gesunder Geist in einem gesunden Leib – ut sit mens sana in corpore sano“.

Unter den mehr oder weniger risikoträchtigen Geschenkideen, die jetzt allenthalben herumgeboten werden, ist wenigstens eine geradeso risikolos. Sie stammt von der Heks, dem „Hilfswerk der Evangelischen Kirchen Schweiz“, und vielleicht haben Sie sie schon plakatiert gesehen: „Schenken Sie Ihrem Schwiegervater eine Geiss!“ Da kommt der Schwiegervater mit dem Schrecken davon – die Geiss geht geradewegs nach Bangladesch.

Vom Danken ist jetzt noch kaum die Rede gewesen – wenn nicht jene Epikureische Rück-sicht auf das „Vorhandene“ zugleich den Dank für dieses Vorhandene mit einschliesst. An dem letzten, sechsten Posten unseres kleinen Postenlaufs finden wir fünf Worte aus der Feder und dem Epikureischen Geiste des Römers Horaz. Es ist, sozusagen, eine Wunsch-Bedingung. Maecenas, der erste Mäzen, hatte dem Dichter ein kleines Landgut draussen vor der Stadt geschenkt, und Horaz dankt dem Spender mit einem Gedicht von Stadt und Land. Er dankt auch Merkur, dem Gott des glücklichen Erwerbs, und ehe er den Gott um glückliches Gedeihen für das neu Erworbene bittet, schickt er in schlichtesten Worten diese Wunsch-Bedingung voraus: „Wenn das, was da ist, einen Menschen dankbar und glücklich macht“ – er meint: wenn sich die Wunschspirale nicht immerzu weiter hochschraubt, wenn die Wünsche nicht, kaum erfüllt, augenblicklich wieder Junge kriegen – dann, ja dann darf einer sich wünschen, dass ihm das, „was da ist“, so erhalten bleibe. Es sind fünf Worte einfachstes Latein, die mir seit vielen Jahren zu einem Wunsch-Leitwort geworden sind: „Si, quod adest ...“, „Wenn das, was da ist ...“, „... gratum iuvat“, „... einen Dankbaren erfreut“ – dann dürfen wir uns wünschen, dass uns das so erhalten bleibe.

Wenn Sie nachher durch die Bahnhofstrasse gehen, dann wünsche ich Ihnen, dass Ihnen auf Schritt und Tritt imaginäre Sokratische Sandwich-Männer über den Weg laufen, die mit Ihnen ein Augurenlächeln wechseln,

und dass Sie an allen Schaufenstern imaginäre Epikur-Aufkleber entdecken, die Sie an das Glück an Ihrem Arm erinnern. Und wenn Ihnen da draussen unversehens eine schwarz-weiss gefleckte Geiss entgegenspringt, denken Sie an den Schwiegervater, und nehmen Sie gleich noch den Ziegenbock für die Schwiegermutter dazu!

*Die Zitate: Seneca, Briefe 18, 1 – Sokrates und Diogenes: bei Diogenes Laërtios 2, 25 und 6, 37 – Epikur, Vatikanische Spruchsammlung 35 – Marc Aurel 7, 27, 1 – Juvenal 10, 356 (dazu: K. B., Geflügelte Worte ..., 2013, S. 88ff.) – Horaz, Satiren 2, 6, 13*

\* \* \*

### Pfarrer Niklaus Peter: **Schätze – gehobene, ungehobene**

*Mit dem Himmelreich ist es wie mit einem Schatz, der im Acker vergraben war; den fand einer und vergrub ihn wieder. Und in seiner Freude geht er hin und verkauft alles, was er hat, und kauft jenen Acker. Mt. 13. 44*

Liebe Gemeinde

Wie man die ewige laufende Wunschmaschine in uns drosseln und zähmen könnte, dazu hat Klaus Bartels uns allen eine wunderbare Blüten-Lese oder besser: einen ganzen Früchtekorb mit Lesefrüchten geschenkt – von Sokrates über Diogenes bis zu Juvenal und Horaz. Alles Kurzeinführungen in gute Askese... Denn bei den Griechen und Römern hiess Askese nicht griesgrämige Selbstmarterung, sondern schlicht: Übung, Einübung, Pflege, Selbst-Training. Sich selbst kennenlernen, nicht allen seltsamen Wünschlein nachlaufen, den Blick fürs Ganze bewahren. Ein Fitnessprogramm für das Selbst sozusagen, damit man nicht zum Gefangenen seiner selbst, zum ewigen Heizer der eigenen Wunschkampfmaschine wird... Für diese Gratis-Trainingseinheit wollen wir alle ihm danken; andere nehmen dafür als personal coaches und Berater viel Geld – danke also für dieses Geschenk zu Beginn der adventlichen Wünsche- und Geschenkezeit...

Auch in der hebräischen und griechischen Bibel, im Alten und Neuen Testament, gibt es ähnliche Trainingslektionen. Es sind weisheitliche Texte von den Psalmen, die uns die Dankbarkeit lehren, über die Sprüche und den Prediger Salomonis, die uns den Weg der Weisheit und Gerechtigkeit zeigen, bis hin zu Jesusworten, die all diese Weisheitslinien aufnehmen und zusammenführen. So etwa in dem Wort aus der Bergpredigt: *Was sorgt ihr euch um die Kleidung? Lernt von den Lilien auf dem Feld, wie sie wachsen: Sie arbeiten nicht und spinnen nicht, ich sage euch aber: Selbst Salomo in all seiner Pracht war nicht gekleidet wie eine von ihnen* (Matthäus 8.28). Oder aber jene schlichte Frage, die es in sich hat: *Was hilft es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, dabei aber Schaden nimmt an seiner Seele?* (Matthäus 16.26).

Und doch setzt Jesus auch ganz andere Akzente, die uns auf diese Schenke- und Freudezeit des Advents vorbereiten können. Denn es gibt Worte, mit denen er uns *nicht* auf Masshalte-Pfade und Askese-Wege führt, sondern uns regelrecht auf eine Schatzsuche schickt, uns rät, alle unsere Sehnsuchts- und Wunschkräfte zu bündeln, zu nähren, zu pflegen. Und wie immer bei Jesus sind diese weisheitlichen Reden nicht lange und dürre Argumentationsgänge, sondern kurze und kraftvolle Bildworte und Gleichnisse – wie unser Gleichnis vom vergrabenen, aufgefundenen und dann erworbenen Schatz im Acker. Denn während Argumente einen leisen Zwang ausüben, weil man kritisch nachrechnen und überlegen muss, so regen uns Bilder an, bringen unsere Seele und unsere Phantasie in Fahrt. Sie geben der kleinen Dampfmaschine in unserem Kopf nun eben doch wieder Kohle... Was wäre denn unser Leben ohne diese nach vorne ziehende Seelenkraft des Wünschens, der Sehnsucht?

Gleichnisse vergleichen, und unser heutiges Gleichnis tut das ganz explizit: es vergleicht das Himmelreich mit einem vergrabenen Schatz! Mit einer Schatztruhe also, die irgendwo in einem Acker schlummert. Und nun erzählt Jesus von Menschen, die für wirkliche Schätze einen Riecher oder schlicht eine kindlich unverdorbenene Sehnsucht nach Glück haben – und weckt so unsere Neugier: was liegt denn in dieser Schatztruhe?

Vor gut 35 Jahren habe ich in Basel einen grandiosen Kleintheaterabend mit dem Clown Dimitri erlebt. Ganz andächtig kauerte er vor einer grossen Schatztruhe auf der Bühne, selig erfüllt von all den Wunschgedanken,

was da drin sein könnte. Dann, nach einiger Zeit, in der man nur seine wunderbare Mimik sah, all diese grossen und kleinen Wünsche, wie sie sich auf seinem Gesicht spiegelten, erhob er sich, sah ganz kurz in die Truhe und stiess einen innigen Freudenschrei aus, einen veritablen Jauchzer...– Und wir Zuschauer weiterhin natürlich nur vor dieser Schatztruhe, gwundrig und gespannt, was denn dort drin sein könnte... Dann blickte Dimitri nochmals kurz hinein, und jetzt ein breites, himmlisches Lächeln. Dann richtete er sich auf und griff hinein, zog irgendetwas Kleines heraus, vielleicht eine Plastiktrompete oder ein Fähnchen, ich weiss gar nicht mehr so genau was – wiederum überselig, jubilierend, jauchzend „Ujujuju!“ Und dann weitere herrliche Minuten lang dieses Minimaltheater, in dem Wünsche und ihre glückliche Erfüllung eine für mich unvergessliche, humoristische Darstellung fanden.

Was aber steckt nun denn in der Schatztruhe unseres Gleichnisses? – Es kann sich ja nicht um Kleinigkeiten handeln, denn der glückliche Entdecker geht stracks hin und verkauft alles, was er hat, um diesen einen Acker mit dem Schatz rechtens zu erwerben (...dieser Mann, so sieht man, kann Prioritäten setzen – können wir das?). Und wer jetzt meint: seltsamerweise heisse es, dass da der Himmel drin sei, der greift etwas zu kurz. Denn für Matthäus heisst „Himmelreich“ schlicht und einfach: „Gottesreich“, nur vermeidet er eben den Gottesnamen in gut jüdischer Tradition, um diesen niemals zu missbrauchen. So sagt er: *basileia ton ouranon=ha Schamajim=Himmel* für Gott. In dieser Schatztruhe ist also das Gottesreich drin, oder noch besser gesagt: das, was aus unserem Leben wird, wenn Gott regiert und mit seiner ganzen Kraft präsent ist.

So handelt dieses Gleichnis also nicht von einem kleinen, sondern eben von einem ganz grossen Wunsch und einer ganz grossen Entdeckung – der Entdeckung von Gottes Präsenz und Herrschaft, der Erfahrung von Gottes Macht, die so anders wirkt als unsere Herren und Mächte wirken. Und so lese ich unser Gleichnis als Fingerzeig: Wenn du diesen Wunsch und Schatz gespürt, entdeckt und auf deinem Lebensacker lokalisiert hast, dann gehe hin, verkaufe alle anderen Erwerbungen und ehemaligen Sehnsüchte, die nun in geronnener Form bei dir herumliegen – geh hin und erwirb genau dieses Stück Lebensland mit diesem Schatz drin.

Es ist das, was mit dem Wort Gnade-Gratia umschrieben ist: das Gratis-Geschenk einer Gottesnähe, die uns verwandelt; es ist das, was die Adventszeit uns jedes Jahr intensiver lehren will: Gott kommt in diese Welt, anders als wir uns Mächte und Herrscher immer vorstellen. Er kommt als schutzbedürftiges, normales kleines Kind – als ein friedlicher Mensch, dessen Worte Grosses bewirken werden, weil es Worte aus dieser Schatztruhe sind.

Und wenn wir jetzt doch nochmals falsch lesen und sagen: also doch der ganze Himmel ist da drin, dann sagt Jesus: Nein, kein Jumbopack, kein gigantisches Weihnachtsgeschenk für das Guinnessbuch der Rekorde. Nein, denn wenn wir auch die anderen Gottesreichs-Gleichnisse Jesu miteinbeziehen, dann sehen wir: es sind kleine Alltagsspuren des Göttlichen, eine Fülle von Samen und Worten und Taten, die da in dieser Truhe liegen: Wie bei Dimitri sozusagen sind es kleine Sachen – keine Megalo-Projekte: Barmherzigkeit, nicht für alle und jeden, aber dort, wo jemand wirklich unsere Barmherzigkeit und Hilfsbereitschaft braucht wie jener verletzte Ausgeraubte im Gleichnis vom barmherzigen Samaritaner... Oder das Senfkorn eines guten Wortes, das etwas von Gottes Wirken transparent macht für uns alle. Oder die Gnade und Grosszügigkeit – wie bei jenem Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg. Schliesslich: Freude über einen Heimgekehrten, statt Neid und Missgunst, wie beim Gleichnis vom verlorenen Sohn, der zurückfindet...

Es sind fast immer Alltagsgesten, Alltagsaufmerksamkeiten, kleine Münzen der Menschlichkeit, von denen Jesus spricht, wenn er von Gottes Wirken und Gottes Präsenz spricht. All diese Vielfältigkeit des Menschlichen, das scheint in dieser Truhe zu stecken. Aber all dies zusammen ergibt jene eine grosse Erfahrung, die sagt: Gott lebt, er kommt in diese Welt, verwandelt uns, erneuert uns. Wir müssen nur den Mut haben, diesen Schatz zu heben. Und... ja, wenn es drauf ankommt, die törichten kleinen Begierden zu lassen und alles darauf zu setzen, damit uns dieser Schatz nicht entgeht. Amen.

\* \* \*